BAUEN FÜR DIE NATION (II)

Strategien der Selbstdarstellung junger/kleiner Völker in der urbanen Architektur
zwischen nationaler Identität und sozialer Ambition

Jahrestagung des Collegium Carolinum, 21.–24. November 1997

Zweiteilig konzipierte Tagungen sind zwar zeitaufwendig, kompensieren diesen Nachteil jedoch durch zwei gewichtige Vorteile: Zum einen können sie den zeitlichen Rahmen bieten, ein Thema in zahlreichen Facetten auszuloten, ohne deshalb die einzelnen Vorträge auf Fünf-Minuten-Statements zu reduzieren. Zum anderen ermöglichen sie es, die Fragestellungen nach Abschluß des ersten Teils noch einmal neu zu überdenken und die Resultate im zweiten Teil zur Diskussion zu stellen.

Der positive Effekt inhaltlicher Kontinuität wurde im Falle der Tagung „Bauen für die Nation“ (II) durch die Umsicht der Koordinatorin Michaela Marek zusätzlich befördert. Anhand der beiden von ihr und von Hans Lange verfaßten Tagungsberichte (Nordost-Archiv N.F. 6/1997 [im Druck] und BohZ 38/1997, 181–188) konnten

sich alle Teilnehmenden mit dem letzten Stand der Diskussion vertraut machen. Damit aber ergab sich gegenüber dem vorjährigen Treffen ein veränderter Ausgangspunkt. Hatte der „Nationalstil“ zu Beginn der Tagung als kunstgeschichtliche Kategorie immerhin noch zur Diskussion gestanden, so hatte er sich mit deren Ende als „Fiktion“ entpuppt: als „kunsthistorisch weder faßbar noch haltbar, dagegen unter mentalitätsgeschichtlichem Aspekt eine feste Größe aller Emanzipationsprozesse – freilich keineswegs allein der nationalen, sondern aller regional- und gruppenspezifischen Abgrenzungsstrategien“ (Marek). In der Folge standen diesmal nicht die Staatenbildungsprozesse einzelner Länder im Vordergrund, sondern die Konkurrenz- und Abgrenzungsstrategien durchaus heterogener Interessengruppen, die sich aber alle über die Nation als – negativ wie positiv besetztes – Bezugssystem definierten. Dazu gehörten konfessionelle oder in der außerparlamentarischen Opposition operierende politische Gruppen ebenso wie religiöse Minderheiten oder die verschiedenen sozialen Schichten einer Gesellschaft; auch einzelne Künstler oder Kunsthistoriker mögen ihr Werk als identitätsstiftendes Angebot an eine bestimmte Klientel verstanden haben.

Zugleich galt es, nach den Möglichkeiten einer nationalen Kodierung von Formen überhaupt zu fragen. Auf welche Weise und über welche Medien verläuft sie? Welche unterschiedlichen Modi stehen ihr zur Verfügung? Können gleiche Formen mit unterschiedlicher, ja entgegengesetzter Bedeutung belegt werden? Wie werden die propagandistischen Belegungen wahrgenommen, auf welche Resonanz stoßen sie, inwieweit sind sie überhaupt rezipierbar?

Die Ausweitung und Differenzierung des Fragenkatalogs erwies sich aber auch als Anregung für all jene Beiträge, die noch einmal das Tagungsmotto im engeren Sinne verfolgten und sich mit der kulturellen Emanzipation einzelner Völker beschäftigten. So wurden jetzt historische Verläufe sichtbar, innerhalb derer sich die Paradigmen nationalen Selbstverständnisses und ihre Ausdrucksformen wandeln konnten. Ilona Sármany-Parsons (Wien/Budapest) wies auf das Beispiel Ungarns hin, wo „Nation“ unmittelbar nach dem Ausgleich von 1867 offensichtlich mit anderen Vorzeichen belegt wurde als zur Jahrhundertwende. Setzte man beim Ausbau der neuen Kapitale Budapest zunächst mit der Schaffung einer an internationalen Standards orientierten Infrastruktur auf die integrative Kraft der Moderne, ging es nach dem Scheitern des integrativen Modells um eine fiktive Rekonstruktion einer Geschichte des Magyarentums, mit der die nichtmagyarischen Minderheiten ausgegrenzt wurden. Eine Periodisierung ganz anderer Art fand in Rußland statt (Olga Postnikova, Wien). Hier spiegeln sich in den unterschiedlichen Definitionen einer spezifisch „russischen“ Architektur die Versuche des (nichtrussischen) Zarenhofes, Volksnähe zur Legitimation der eigenen Herrschaft zu inszenieren. Wojciech Balus (Kraków) führte mit der „Kraukauer Gotik“ eine weitere Funktionsvariante des Nationalstil-Konzeptes vor: Eine regionale Ausprägung der Neugotik wurde um die Jahrhundertwende als ureigenes Produkt des „polnischen Volksgeistes“ gedeutet – zur Kompensation des Teilungstraumas; auf „Verständlichkeit“ des in der Architektur kodierten ideellen Konzeptes kam es dabei bezeichnenderweise nicht an.

Daß es stets die Funktion einzelner Bauten ist, die zu einer nationalen Kodierung führt, wurde an drei Beispielen deutlich, die auf den ersten Blick wenig gemeinsam

haben: Ojars Sparitis zeigte anhand der lettischen Sängereisen, daß eine in ihren Mitteln und Möglichkeiten eingeschränkte Nationalbewegung ihre Selbstdarstellung naturgemäß nicht in der Architektur suchte, gar nicht suchen konnte. Die Sängereisenhallen waren stets schlichte Zweckbauten, deren Hauptaufgabe darin bestand, eine möglichst große Masse an Teilnehmern und Zuhörern aufzunehmen. Hans-Ulrich Thamer (Münster) erinnerte mit seinem Vergleich der Nationalmuseen verschiedener Nationen und Länder daran, daß die Gestalt der Museumsbauten in erster Linie auf unterschiedliche Sammlungskonzepte zurückgeht. Um funktionale Zusammenhänge ging es in gewisser Weise auch bei den großen Bahnhofsprojekten, die um 1900 in Deutschland in Angriff genommen wurden (Sigrid Hofer, Frankfurt). Sie reagierten mit ihrer monumentalen Formensprache auf die Forderungen der Kulturreformer nach einem „Stil“, der zugleich deutsch und zeitgemäß und damit der modernen Wirtschaftsmacht Deutschland angemessen sein sollte.

Das Problem von Abgrenzung oder Angleichung einzelner Gruppen stand in den Beiträgen zur Sakralarchitektur zur Diskussion. So konnte Harold Hammer-Schenk (Berlin) zeigen, wie sich im Synagogenbau in Böhmen, Mähren und Wien die unterschiedlichen Selbstbehauptungsstrategien der jüdischen Gemeinden manifestierten. Während die orientalisierenden Typen mit ihren Zitaten aus der semitischen Architektur als Rückgriff auf Quellen verstanden wurden, die der eigenen – verlorenen – Bautradition entsprachen und damit als Ausdruck der Differenz zu lesen waren, spiegelte sich in jenen Synagogen, die sich an (neu)gotischen Kirchen(!)bauten orientierten, der Wunsch nach Assimilation wider. Ungleich subtiler setzten die Berliner Katholiken ihren Anspruch auf konfessionelle Gleichberechtigung und auf nationale Identität innerhalb eines protestantisch geprägten Staatswesens im Kirchenbau der Jahrhundertwende ins Bild (Andreas Tacke, Augsburg). In der Großform sind die Kirchen beider Konfessionen, zumindest äußerlich, nicht voneinander zu unterscheiden. Nur in einem technischen Detail, dem Ziegelformat, das sich überdies in seiner Bedeutung erst durch die zeitgenössische Debatte in den Medien erschließt, offenbart sich das differente, auf vornationale Bezugspunkte zielende Selbstverständnis der Katholiken.

Die Referate von Rudolf Jaworski (Kiel), Jörg Stabenow (Dresden) sowie Christian Freigang (Göttingen) lenkten den Blick auf die Rolle des Künstlers innerhalb einer von nationalen Interessen geprägten Architektur- und Kunstdebatte. Dabei näherte sich jeder der Referenten dem Problem von einer anderen Seite. Während Jaworski am Beispiel Böhmens die unterschiedlichen Bezugssysteme der deutschen und der tschechischen Künstler, ihre Ausbildungs-, Arbeits- und Wirkungsmöglichkeiten analysierte, stellte Stabenow den slowenischen Architekten Josip Plečnik als eine Art „Einzelgänger“ vor, der seine städtebaulichen Projekte für Prag und Ljubljana als Angebote zur kollektiven und – im Falle Ljubljanas – auch zur geschichtlichen Identitätsfindung verstanden habe. Christian Freigang schließlich warf am Beispiel Auguste Perrets die Frage nach der „Unschuld“ der Architektur und der politischen Verantwortung des Architekten auf. Perret hatte sich von der ultramontanen Rechten Frankreichs instrumentalisieren lassen, um dadurch seinem architektonischen Konzept zum Durchbruch zu verhelfen. Daß die Action française ausgerechnet in den nüchternen Betonbauten des „ingenieur-architecte“ das Wesen des wahren „Franzosen“ zu finden glaubte, zeigt einmal mehr, daß sich die Suche nach vermeintlich nationalen Aus-

drucksformen keineswegs auf die Historismen der Jahrhundertwende beschränkte. Vielmehr wirkte sie, wenn auch in modifizierter Form und anderer Intensität, bis zum Zweiten Weltkrieg in der Diskussion um moderne Kunst und Architektur weiter (Wolf Tegethoff, München).

In Hans Langes Vortrag mit dem bezeichnenden Titel „Stil oder Modus?“ trafen beide Stränge – der konfessionelle und der individuelle – in der Person Albert Ilgs zusammen. Der österreichische Kunsthistoriker hatte seine kulturpolitische Interpretation des Barock als Selbstausdruck des österreichischen Volkes aus der sehr persönlich gefärbten Antipathie des überzeugten Katholiken gegen das Deutsche Reich und dessen protestantisches Nationalverständnis entwickelt. Doch führte Ilgs Barockkonzept, sofern es zu seinen Lebzeiten überhaupt rezipiert wurde, zu Mißverständnissen. Die neobarocke Staatsarchitektur der Habsburgermonarchie war alles andere als „volkstümlich“: Vielmehr zitiert sie den kaiserlichen Herrschaftsstil Fischer von Erlachs.

Als Problem der besonderen Art erwies sich das Spannungsfeld zwischen Nationalismen und Regionalismen. Sind Regionalismen als Abgrenzung zu nationalen Identitäten zu lesen oder sind sie im Gegenteil Ausdruck nationaler Ambitionen? Welche Rolle spielt die Volkskunst in diesem Zusammenhang? Ist sie national kodierbar oder verhält sie sich als vornationale, „unverdorbene“ Quelle nicht vielmehr grenzüberschreitend respektive lokal? Daß die Bezugspunkte selten klar voneinander zu trennen sind, auch mehrere Bezugspunkte in einer Bewegung zusammenfließen können, macht die Frage nicht einfacher. So orientierten sich beispielsweise die Maler unter den tschechischen Kubisten an französischen Vorbildern, während die kubistischen Architekten die „nationale“ Bautradition der Gotik und des Barock beschworen und die kunstgewerblichen Arbeiten als Rekurs auf die – regional definierte – Volkskunst verstanden wissen wollten (Pavel Liška, Brno).

Kaum weniger widersprüchlich gestaltet sich die Standortbestimmung der Heimatstilbewegung, deren schlesische Variante Beate Störtkuhl (Oldenburg) vorstellte. Als Gegenbewegung zum international rezipierten Historismus propagierten ihre Vertreter einen regionalen Baustil, der sich vorzugsweise aus ländlichen oder kleinstädtischen Quellen speiste. Als formales Vorbild standen den Architekten für ihre Landhausbauten die englischen Cottage Houses vor Augen. Inhaltlich sind sie in Verbindung mit sozialreformerischen Vorstellungen zu sehen; sie sollten ihren Bewohnern „Heimatgefühl“ vermitteln. Zugleich waren die Bauten der schlesischen Heimatstilbewegung nach Störtkuhl ein Versuch, die Zugehörigkeit der Provinz zum Reich zu betonen, wiesen also auch noch eine nationale Komponente auf.

So fruchtbar das komparative Verfahren für die Erweiterung der Fragestellung war, so stieß es doch an seine Grenzen, sobald es um begriffliche Präzision ging. Besonders deutlich wurde dies im Falle des zentralen Begriffs der „Nation“. In einigen Fällen resultierten die Unschärfen ganz offensichtlich aus dem unterschiedlichen Sprachgebrauch einzelner Länder. In der Mehrzahl freilich war das Problem bereits mit der historischen Debatte vorgegeben. Das Verständnis, was eine „Nation“ nun eigentlich ausmache, variierte je nach politischer Situation und Interessenlage. Mal definierte man sie über Staatlichkeit, mal über das „Volk“, mal war die „Rasse“ der Bezugspunkt, mal der „Volksgeist“, also die „Quersumme“ aller kulturellen Erzeugnisse.

Während der tschechischen Nationalbewegung in Böhmen tendenziell die Gründung eines eigenen Staates vor Augen stand, richtete sich das Nationalverständnis der französischen Ultrarechten gegen den existenten Staat, an dessen Stelle sie ein geschichtsloses „Franzosenium“ setzten. In vergleichbarer Weise zielten in Deutschland die Kulturreformer des Dürer- oder Werdandibundes bei ihrer Forderung nach einem neuen, deutschen Stil nicht auf das Reich Wilhelms II., sondern auf eine rassisch determinierte, „germanische“ Volksgemeinschaft. Daneben steht der expansionistische Nationalbegriff des Deutschen Werkbundes, in dem sich kulturelle mit technisch-funktionaler Überlegenheit paart. In Polen wiederum ging man von einer virtuellen Nation, einer „Geistesnation“ aus. In der Schlußdiskussion wurde versucht, wenigstens für die Forschung einen Konsens zu finden, doch sollte der historische Befund als das genommen werden, was er ist: der Ausdruck unterschiedlicher ideologischer und politischer Entwürfe.

Der Topos der „Einzigartigkeit“ einer jeden nationalen Kultur, wie er die nationalen Emanzipationsbewegungen des 19. Jahrhunderts begleitet hat, erwies sich nach den beiden Tagungen in mehrfacher Hinsicht als Fiktion, die zudem mitunter bis in die wissenschaftliche Aufarbeitung hineinwirkt, solange sich diese „monographisch“ auf den nationalen Rahmen beschränkt. Abgrenzungsstrategien mittels Erfindung besonderer stilistischer Spielarten – oder entsprechender Kodierung durchaus verbreiteter Formen – sind kein Spezifikum der *non dominant nations*, auch nicht speziell der ostmitteleuropäischen Region; vielmehr sind sie – strukturell gleichartig – überall dort anzutreffen, wo Abgrenzungs- (oder, allgemein, Selbstdefinitions-)bedarf seitens bestimmter Interessengruppen besteht. Dies gilt für die Propagierung nationaler „Identität“ ebenso wie für die regionaler, konfessioneller und politischer Interessen, für die Aktion „von unten“ ebenso wie für die „von oben“. Zu den überraschenden Ergebnissen muß zweifellos gezählt werden, daß das „nationale“ Argument offenkundig dank seiner letztlich irrationalen Natur als unwiderlegbar galt und deshalb für die verschiedensten Intentionen, auch ersichtlich widersinnige, in Anspruch genommen wurde.

Wie sehr das jeweilige Nationalverständnis von der historischen Situation abhängig ist, belegt nichts so deutlich wie die aktuelle Debatte um die Einführung des Euro. In Zeiten, in denen Nationen in erster Linie über ökonomische Strukturen und Erfolge definiert werden, ist die Frage nach nationaler Kunst oder Architektur obsolet geworden, die Abschaffung der nationalen Währung hingegen hat traumatisierende Wirkung.